GENDER OPEN REPOSITORIUM

Was bedeutet es, geboren zu sein? : Nachdenken über Geburtlichkeit

Praetorius, Ina

2009

https://doi.org/10.25595/2345

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Praetorius, Ina: *Was bedeutet es, geboren zu sein? : Nachdenken über Geburtlichkeit*, in: Orientierung, Jg. 73 (2009) Nr: 12 /2009, 133-138. DOI: https://doi.org/10.25595/2345.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

ORIENTIERUNG

Nr. 12 73. Jahrgang Zürich, 30. Juni 2009

THEOLOGIE

Was bedeutet es, geboren zu sein? Nachdenken über Geburtlichkeit – Ein Grunddatum menschlichen Lebens – Die wirkliche Herkunft erinnern – Schweigen über das Geborenwerden und Geborensein – Konsequenzen für die Selbstwahrnehmung – Das Andere unserer Geburt – Gebunden in ein Generationengefüge – Trauma der Geburt? – Auseinandersetzung mit der anfänglichen Fremdbestimmtheit – Noch einmal neu anfangen – Gesellschaftliche Konsequenzen der Geburtsvergessenheit – Zuordnungen in der symbolischen Ordnung – Erniedrigung der Mütter – Einteilung in eine weibliche Sphäre und eine männliche Welt – Neuansätze im Denken – Hannah Arendt und die Weltlichkeit des Menschen – Neulektüre der biblischen Schriften und der theologischen Traditionen.

Ina Praetorius, Wattwil

Was bedeutet es, geboren zu sein?

Nachdenken über Geburtlichkeit

Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit wurden alle Menschen geboren. Alle sind aus dem Leib eines anderen Menschen herausgekommen, den die meisten, sobald sie sprechen können, in ihrer jeweiligen Sprache «Mutter» nennen. Das Geborensein prägt uns unser Leben lang: als Angewiesenheit, in die unsere Freiheit eingebettet ist und bleibt. Die Theologie hat, anders als etwa die um den Begriff der «Autonomie» zentrierte Philosophie der europäischen Aufklärung, die Abhängigkeit der Menschen nie bestritten. Allerdings hat sie den wirklichen Anfang im Geist-Körper eines Menschen der vorangegangenen Generation häufig ausgeblendet, das Angewiesensein stattdessen primär oder ausschließlich «oben im Himmel» verankert, in einem unsichtbaren allmächtigen Herrn. Heute, angesichts einer globalen Krise, die sich zu nicht geringen Teilen dem Unabhängigkeitskomplex der Moderne verdankt, stellt sich die Frage, wie menschliche Bezogenheit neu gedacht werden kann: Wie können wir uns als Angewiesene verstehen, ohne unseren Anfang in einer realen Matrix (= Mutterleib) zu verdrängen, ohne ihm andererseits das Geheimnis zu rauben, das sich in dem Bekenntnis ausdrückt, wir seien Geschöpfe Gottes?

Die wirkliche Herkunft erinnern

Am Anfang unseres Lebens also waren wir Teil des Körpers einer Anderen, ungefähr neun Monate lang. Dann erblickten wir das Licht der Welt, hingen zunächst an der Nabelschnur, blutig und schleimig. Wir schrien und weinten, bis uns jemand mit Nahrung, Wärme, Schutz und Kleidung versorgte. Später gaben die Anderen, Älteren uns Sprache, Moral, Kultur und Wissen. Sie schenkten uns Wörter wie «Gott» oder «Liebe» oder «Gnade» oder «Jesus Christus» damit wir anfangen konnten, unserem Dasein einen Sinn zu geben. Schließlich werden wir, was man «selbständig» nennt: wir können alleine stehen, gehen, miteinander sprechen und allerlei Dinge tun. Selbständigkeit allerdings ist nicht Unabhängigkeit, sondern ein relativ geringer Grad von Abhängigkeit. Kein Mensch, sei er CEO einer Großbank oder Serviceangestellte, Kindersoldat oder Weltbankpräsidentin, kann auch nur fünf Minuten ohne Luft überleben, oder eine Woche ohne Wasser. Wie lange kann ein Mensch ohne Zuwendung und Liebe überleben?

Heute bemüht man sich in den Krankenhäusern und Forschungslabors zwar, die Zeit, die jeder Mensch am Anfang im Geistkörper eines anderen Menschen zubringt, zu verkürzen: durch Zeugungen in der Retorte einerseits, durch die technisch hochdifferenzierte Arbeit am Überleben zu früh Geborener andererseits. Trotzdem gilt bis heute: Kein einziger Mensch ist in einer Gebärmaschine entstanden. Alle Zigmilliarden Menschen, die bis heute auf der Erde gelebt haben oder leben, sind aus lebendigem Leib gekommen. Und irgendwann gehen sie in die Erde ein.

Obwohl der Anfang des Menschseins, wie sein Ende, offen zutage liegt, ist das Geborensein, anders als der Tod, in unserer westlichen Geistesgeschichte von einem seltsamen Schweigen, einem Nichtdenken umgeben. Seit der Gotik gibt es realistische Bilder vom Sterben Jesu, nicht aber von seiner Geburt. Zwar nennen wir die vielen Bilder von Maria, Josef und dem Jesuskind manchmal «Geburtsdarstellungen».[1] Aber von einer Geburt ist da meistens

[1] Vgl. Ulrich Luz, Textauslegung und Ikonographie. Reflexionen anhand der matthäischen Passionsgeschichte, in: Evangelische Theologie 67 (2007) 2, 102-119, 109.

weit und breit nichts zu sehen. Was wir auf den Darstellungen des irdischen Herkommens Jesu sehen, ist im allgemeinen eine aufrecht sitzende, sauber bekleidete junge Frau, die einen frisch gewaschenen, rosigen Säugling auf dem Arm hält. Ist unsere und des Gott-Menschen reale menschliche Herkünftigkeit uns peinlich? Was bedeutet es für unsere Selbstwahrnehmung, unser Sein und Handeln in der Welt, daß wir uns über Jahrhunderte angewöhnt haben, uns vom Ende her, als «Sterbliche» zu denken? Nicht vom Anfang her: als Geborene, Geburtliche?

Nicht selbst gemacht

Kein Mensch also hat sich selbst hergestellt. Vieles können Menschen machen, aber nicht sich selbst. Menschen kommen auch nicht vom Himmel oder vom Storch oder direkt aus der Hand eines allmächtigen Schöpfergottes. Es ist trotzdem weise und gut, uns als «Geschöpfe Gottes» zu bezeichnen. Denn es sind ja nicht die Mütter, die die Kinder machen, sondern da ist ein großes *Geheimnis* jenseits unserer Erkenntnisfähigkeit. Dieses *Andere* werden wir nie ganz ergründen, auch nicht mit dem Teilchenbeschleuniger. Viele nennen es, getreu unserer westlichen religiösen Tradition, «Gott». Sie benutzen also das Sinngebungswort, das ihnen am Anfang ihres Lebens ältere Menschen geschenkt haben. Anderen wurden andere Wörter geschenkt: Nirwana, Nichts, Samsara, Evolution, Natur ... Folgen wir Christinnen und Christen der Weisung unserer Vorfahrinnen und Vorfahren, so machen wir uns von *Gott*, dem *Geheimnis hinter allem und allen*, kein Bild (Ex 20,4). Da wir allerdings ohne Bilder nicht sein können, erfinden wir, im Wissen um das Gebot der Bilderlosigkeit, viele verschiedene Bilder für *das Lebendige*: weibliche, männliche, kindliche, natürliche, abstrakte ...

Was wir diesseits der unentschlüsselbaren göttlichen Wirklichkeit sehen können, ist, hinsichtlich unserer Herkunft, dies: Ein kleiner Mensch geht aus einem erwachsenen Menschen hervor. Alle Menschen treten in Form einer Beziehung in die Welt ein, an einem konkreten Ort, zu einer bestimmten Zeit. Von Anfang an sind sie Teil eines Generationengefüges, Söhne und Töchter von Müttern und Vätern, die ihrerseits Söhne und Töchter von Töchtern und Söhnen sind. Die Beziehung des Neuankömmlings zur Mutter ist am Anfang so eng, daß die beiden aufeinander Bezogenen sich in ein- und demselben Geistkörper befinden: zwei Menschen in einer Frau.[2] Die philosophische und theologische Sprache, mit der wir bis heute zumindest im sogenannten christlichen Westen leben, kann diesen Zustand nur schwer erfassen. Denn sie stellt seit vielen Jahrhunderten den erwachsenen, männlichen Menschen als Modell ins Zentrum. Von ihm scheint sich, dieser Tradition zufolge, alles weitere, was über den «Menschen an sich» zu sagen ist, abzuleiten.[3]

Krankheit, Trauma, Diktat

Zwei in Einer? Das kann im Rahmen herkömmlicher Rede- und Denkweisen eigentlich nur Krankheit sein. Tatsächlich wird der Zustand der Schwangerschaft, aus dem wir alle hervorgegangen sind, wenn er überhaupt gedacht wird, oft als eine Art Krankheit vorgestellt, als Ausnahmezustand jedenfalls, oder dann sentimental aufgeladen als «süßes Geheimnis», das zu unserer Vorstellung vom normalen, richtigen Menschsein nicht recht passen will. Dabei bekennen wir Christinnen und Christen seit vielen Jahrhunderten, *Gott* selbst sei geboren: «Ich glaube an Jesus Christus, ... geboren von der jungen Frau Maria». Wir bekennen es, wir feiern es, aber wir denken es nicht.

Vor allem Psychologen sprechen vom «Trauma» der Geburt[4], vom schrecklich engen Ausgang aus einem unheimlichen Einssein, der in ein von Beginn an beschädigtes Leben führt. Schon Hiob hat den Tag seiner Geburt verflucht (Hiob 3,3, vgl. dazu auch Jer 20,14), und auch in der modernen Literatur ist der Schrecken des Geborenwerdens ein Thema. In seinem Roman «Die Wiederholung» schreibt *Peter Handke*: «Einmal hatte mir die Mutter die Augenblicke meiner Geburt erzählt: Obwohl ihr letztes Kind, nach den zwei andern, sei ich über die Zeit, mich dann auch nicht mehr bewegend, in ihr geblieben; endlich im Licht der Welt, hätte ich, nach einem ersten Wimmern, einen Schrei ausgestoßen, für den die Hebamme den Ausdruck ‹wie eine Siegesfanfare› gebraucht habe. Die Mutter hat mich mit ihrer Erzählung vielleicht erfreuen wollen; doch ich empfand dabei ein Grauen, als sei die Rede statt von meiner Geburt von meinem Tod ...»[5]

Erst als Erwachsener findet er, der da spricht, zum Einverständnis ins Geborenwerden. Es geschieht im slowenischen Karstwind: «Er konnte seiner Mutter, mochte es dazu auch zu spät sein, sagen: Ich bin einverstanden, geboren zu sein. Und der Karstwind? Ich wage das Wort: Er hat mich damals getauft (wie er mich bis heute wiederum tauft), bis in die Haarspitzen ...».[6]

Ist das Geborenwerden Segen oder Fluch? Das kann wohl nur jede und jeder für sich selbst entscheiden. Was wir allerdings nicht entscheiden können, ist: *ob* wir geboren werden wollen. Diese anfängliche Fremdbestimmtheit, das «Diktat» der Geburt[7], ist es vielleicht, das viele, vor allem aufgeklärte Philosophen so ärgerlich, so widerstrebend und schließlich stumm macht angesichts des eigenen Herkommens. *Immanuel Kant* hat den ersten Schrei des Neugeborenen als Protest gegen die Heteronomie des menschlichen Anfangs interpretiert.[8] Bekanntlich hat er sich dann sein Leben lang mit dem Problem beschäftigt, wie der Mensch dieser kränkenden Abhängigkeit durch den disziplinierten Gebrauch seiner Vernunft schließlich entkommen kann. – *Johann Gottlieb Fichte* spricht nur noch von der «Selbstsetzung» des menschlichen Subjekts.[9]

Zwar war jede und jeder unbestreitbar bei der eigenen Geburt dabei. Aber niemand kann sich bewußt daran erinnern. Wir alle sind angewiesen darauf, daß Andere, Ältere, Eltern uns erzählen, wann, wie und wo wir eingetreten sind in die Welt. Die reale Matrix ist umschlossen von der Matrix des Erzählens, aus der wir die Kenntnis über unser Herkommen beziehen. «Soweit ich mich erinnern kann, war ich immer schon da», sagt Momo in der bekannten Geschichte von Michael Ende.[10] Woher also sollten wir wissen um die angeblichen Schrecken des anfänglichen Bezogenseins und des Geborenwerdens? Da doch niemand einen Menschen kennen kann, der oder die erzählen könnte, wie es sich ohne diesen Anfang lebt?

Noch einmal von vorne denken

Wir könnten versuchen, das Geborensein anzunehmen als das, was es ist, es nicht länger zu verschweigen, es nicht ins Gloriose oder Schreckliche hinein zu deuten. Sehen kann man dies: ein blutiges und schleimiges zerknittertes rotblaues Menschlein tritt oder rutscht oder kämpft sich aus dem Körper einer Frau heraus. Manchmal geht das ganz schnell und schmerzlos, manchmal

[2] Ina Praetorius, Das Ungedachte: Zwei in Einer. Ein Essay zur Theologie der Schwangerschaft, in: Dies., Zum Ende des Patriarchats. Theologisch-politische Texte im Übergang. Mainz 2000, 29-34.

[3] Vgl. dazu zahlreiche Untersuchungen aus den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, z.B. Silvia Bovenschen, Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt/M. [2]1980; Mary Daly, Gyn/Oekologie. Eine Meta-Ethik des radikalen Feminismus. München [4]1986; Susan Moller-Okin, Women in Western Political Thought. Princeton 1979; Ina Praetorius, Anthropologie und Frauenbild in der deutschsprachigen protestantischen Ethik seit 1949. Gütersloh [2]1994.

[4] Klassische Bedeutung in diesem Zusammenhang hat: Otto Rank, Das Trauma der Geburt und seine Bedeutung für die Psychoanalyse. Leipzig 1924.

[5] Peter Handke, Die Wiederholung. Suhrkamp, Frankfurt/M. 1986, 274.

[6] Ebd. 275.

[7] Vgl. Ludger Lütkehaus, Natalität. Philosophie der Geburt. Zug 2006, Kap. V, 66-79.

[8] Immanuel Kant, Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 2, Werkausgabe Bd. XII. Hrsg. v. W. Weischedel. Frankfurt/M. 1977, 603; vgl. auch: Christina Schües, Philosophie des Geborenseins. Freiburg-München 2008, 136-146.

[9] Christina Schües, Philosophie des Geborenseins (vgl. Anm. 8), 130-136.

[10] Zitiert nach Christina Schües, ebd., 250.

dauert es Stunden und tut sehr weh. Meist hilft eine Hebamme, manchmal braucht es die Hilfe eines Arztes oder einer Ärztin, der oder die zum Beispiel einen sogenannten Kaiserschnitt vornimmt. Immer mehr Geburten, so lese ich, werden heute auf Wunsch per Kaiserschnitt zum vorher festgesetzten Termin gemacht. Zunächst hängt der Neuling noch an der Nabelschnur, die aber schon bald von Anderen durchtrennt wird.

Geburten sind nicht per Definition schrecklich oder wunderbar, sondern: Jede Geburt ist anders, so wie auch jeder neugeborene Mensch noch nie vorher da war. Und auch Mütter sind Töchter und damit ebenso verschieden wie Geburten – und wie Frauen, die nicht Mütter werden. Oft werden Mütter, weil sie am Anfang für das Kind die ganze Welt repräsentieren, als vereinnahmend phantasiert. Sie sind aber keine Göttinnen und keine verschlingenden Hydren. Man kann mit ihnen sprechen, sie befragen, von ihnen lernen, man kann sich von ihnen entfernen, ihnen dennoch verbunden bleiben. Denn auch Mütter sind wirkliche Geborene aus lebendigem Leib, bezogen und frei zugleich, wie alle.

Die Angst vor der verschlingenden Mutter könnte ein weiterer Grund dafür sein, daß um das Geborenwerden dieses seltsame Schweigen der Denker liegt. Wer in theologischen oder philosophischen Wörterbüchern nach dem Stichwort «Geburt» sucht, findet nahezu nichts. In der «Theologischen Realenzyklopädie»[11] zum Beispiel kann ich neunundfünfzig Seiten zum Thema «Tod» lesen, aber keine Zeile über die Geburt. Im Nachschlagewerk «Die Religion in Geschichte und Gegenwart»[12] finden sich immerhin eineinhalb Spalten zum Thema, neben dreizehn Spalten über den Tod. In der Ausgabe aus dem Jahr 1986 kann ich noch lesen, daß die Geburt «... vielleicht am meisten bei den sog. primitiven Völkern von allerlei Vorstellungen und Riten umgeben» ist.[13] Weihnachten ist demnach primitiv? In der Ausgabe aus dem Jahr 2000 hat man diesen Satz gestrichen. Aber auch hier erfahre ich nichts über die Theologie der Geburt, sondern nur einiges über sibirische Schamanen und andere Fremde. Das «Lexikon für Theologie und Kirche»[14] enthält zwar einen einschlägigen Artikel, der aber ebenfalls weit davon entfernt ist, eine ernstzunehmende Theologie des Geborenseins zu entwickeln. Im kürzlich erschienenen «Neuen Handbuch theologischer Grundbegriffe»[15] fehlt das Stichwort. Und sogar in der ersten Auflage des «Wörterbuchs der Feministischen Theologie»[16] haben wir Herausgeberinnen die Geburt vergessen. Nach der Jahrtausendwende haben wir unseren Fehler dann allerdings korrigiert: in der zweiten Auflage aus dem Jahr 2002[17] gibt es einen dreiteiligen Artikel unter der Überschrift «Geburt/Natalität». Und in diesem Artikel steht, daß das Denken der Geburtlichkeit ungeahnte Möglichkeiten in sich birgt, die heute erst in Ansätzen erkennbar sind. Gemeint ist damit zum Beispiel die Möglichkeit, die ganze christliche Theologie von Weihnachten her neu zu verstehen, oder die Menschenwürde in der Gebürtigkeit aller Menschen zu begründen.[18]

Gesellschaftliche Konsequenzen der Geburtsvergessenheit

So weit sind wir allerdings noch lange nicht. Mit guten Gründen spricht die Philosophin und Psychoanalytikerin *Luce Irigaray* von einem ursprünglichen «Muttermord», der den Anfang der Geschichte des Abendlandes markiert. Immer wieder taucht dieses Thema in ihrem Werk auf: Statt dem Herkommen aus lebendigem Leib einen angemessenen Ort in der symbolischen Ordnung zuzuweisen, haben die Dichter, Denker, Theologen und Psychologen die menschliche Anfänglichkeit phantasiert als «amorph, unförmig, als gefährlichen Schlund und Abgrund».[19] – Was man aber als so bedrohlich erlebt, das sperrt man am besten weg. Und das ist tatsächlich geschehen, nicht nur im Denken. Man hat das Gebären und das Geborenwerden in Privatsphären, später in andere hermetisch abgeschlossene Bereiche, in Kliniken und hochtechnisierte Laboratorien verwiesen. Und man versuchte, die peinliche Abhängigkeit des menschlichen Anfangs an den Rand zu drängen, indem man die Mütter männlicher Herrschaft unterwarf. Sie hatten im Ehepaar zu verschwinden, in der patrilinearen Erbfolge. Die gesellschaftlichen Leistungen der Frauen deutete man als naturgegebene Mutterliebe, schloß sie aus der Geschichte, dem öffentlichen Leben, dem Geldkreislauf, der «höheren» Bildung aus. Jahrhundertelang wurden Frauen als stummer Mutterboden phantasiert und benutzt, als *Materia*. Das Wort *Materie* leitet sich vom griechischen und lateinischen Wort *Mater* ab, das Mutter bedeutet. Sind Mütter das Gegenteil von Geist?

Zusammen mit den gebärfähigen Menschen erniedrigte man schließlich auch das, was die Mütter tun (sollen) und was der freie Mann nicht tun will: das alltägliche Nähren, das haushälterische Tun, fürsorgliches und achtsames Tätigsein für die besonderen Abhängigkeiten der Kindheit, der Krankheit und des Alters, für Schwächen, Körperlichkeit und Gefühle. Auch die Natur als solche erklärte man in der frühen Neuzeit Europas zum grenzenlos ausbeutbaren Weib.[20] Das Wort «Natur» leitet sich vom lateinischen Verb «nasci» ab, das «geboren werden» bedeutet. Natur ist das, was wir nicht selbst herstellen können. Haben Menschen das Recht, dieses Natürliche auszubeuten, weil es ist wie die Gebärerinnen, die man jahrhundertelang zum stummen Urgrund zurechtdefiniert hat?

Die Folgen der Zweiteilung der Welt in höhere, sogenannt freie männliche und niedrige verschwiegene «weibliche» Sphären sind allerorten spürbar: Familien-, Beziehungs- und Erziehungsarbeit wird nach wie vor als weiblich angesehen und zu großen Teilen gratis erbracht. Frauen und Kinder sind weltweit überdurchschnittlich von Armut betroffen, besitzen nur einen Bruchteil des vorhandenen Geldes. Noch immer gelten Frauen und Männer, die ihr Leben nicht der Logik des heterosexuellen Ehepaares unterwerfen, sondern mit ihresgleichen zusammenleben, als verdächtige Ruhestörer. Und noch immer ist die Meinung, Gewalt gegen Frauen sei ein natürliches Recht des Mannes, nicht gänzlich verschwunden.

Hektisch sucht man heute nach technischen Lösungen für die sogenannte Umwelt- und andere Krisen. Man könnte sich viel Aufwand ersparen, würde man begreifen, daß die sogenannte «Diskriminierung der Frau» kein isoliertes Randproblem ist, das sich mit Gleichstellungsparolen lösen ließe, sondern eine unerhört folgenreiche denkerische Fehlleistung im Zentrum unserer Weltwahrnehmung. Auch das Wort «naiv», übrigens, leitet sich vom lateinischen Verb *nasci* ab, das «geboren werden» bedeutet. «Naiv» nennen wir eine Person, die wir nicht ganz für voll nehmen, weil sie kindisch ist. Naiv – oder nativ – zu sein, könnte auch bedeuten, die Spiegelfechterei etablierter Rede- und Wahrnehmungsweisen zu durchschauen und noch einmal vorne mit dem Denken zu beginnen: bei der Geburt. Wer ernsthaft im Sinn hat, aus den diversen Krisen unserer Gegenwart einen Ausweg zu finden, sollte sich für diese Art der Na(t)ivität interessieren.

Neuanfänge im Denken

Es gibt heute viele Zeichen der Hoffnung: Man erzählt den Kindern nicht mehr, der Storch habe sie gebracht. Frauen verlassen in Scharen die Lebensform der traditionellen Ehe und haben dafür

[11] Gerhard Müller u.a., Hrsg., Theologische Realenzyklopädie. Berlin-New York seit 1976.
[12] Hans Dieter Betz u.a., Hrsg., Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Tübingen.
[13] Art. Geburt, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Studienausgabe 1986.
[14] Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. 4. Freiburg i.Br. ^{3}1995.
[15] Peter Eicher, Hrsg., Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe. München 2005.
[16] Elisabeth Gössmann u.a., Hrsg, Wörterbuch der Feministischen Theologie. Gütersloh 1991.
[17] Elisabeth Gössmann u.a., Hrsg, Wörterbuch der Feministischen Theologie. 2. vollständig überarbeitete und grundlegend erweiterte Auflage. Gütersloh 2002.
[18] Vgl. dazu: Ina Praetorius, Die Würde der Geborenen. Postpatriarchale Ethik in biblischer Tradition, in: Severin J. Lederhilger, Hrsg., Gott verlassen. Menschenwürde und Menschenbilder. Frankfurt/M. 2007, 163-177.
[19] Luce Irigaray, Genealogie der Geschlechter. Freiburg 1989, 99.
[20] Vgl. Evelyn Fox Keller, Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft? München-Wien 1986, 40-50.

gesorgt, daß uneheliche Kinder nicht mehr als minderwertige Glieder der Gesellschaft gelten. Die patriarchalen Namensregelungen sind aufgeweicht. Frauen entscheiden weitgehend selbst, ob sie Kinder gebären und großziehen wollen; Politikerinnen und Politiker beginnen allmählich darüber nachzudenken, warum in hochindustrialisierten Gesellschaften immer weniger Kinder zur Welt kommen, und ob es Sinn macht, den Eigennutz zur allgemeinen Maxime zu erheben und gleichzeitig mehr Nachwuchs zu wollen. Haus- und Familienarbeit wird zwar von der herkömmlichen Ökonomie noch immer nicht als Arbeit im strengen Sinne definiert. Aber viele Männer sind stark verunsichert, viele Frauen haben die tieferen Ursachen ihrer sogenannten «Benachteiligung» erkannt und richten sich zwischen Erwerbsarbeit, Mutterschaft, sozialen Engagements und Lebensgenuß neu ein. Daß das Gierspiel der von realen menschlichen Bedürfnissen abgelösten Geldvermehrung an seine Grenzen gekommen ist, spüren alle. Die alte Ordnung ist brüchig geworden.

Dem Denken stellt sich die Aufgabe, solche Entwicklungen theoretisch nachzuvollziehen, ihnen eine angemessene Sprache zu geben, mit anderen Worten: aus den Trümmern der zweigeteilten Metaphysik etwas gutes Neues zu bauen. Auch diese Arbeit hat begonnen: Seit der Jahrtausendwende erscheinen vermehrt Texte, in denen die Verdrängung des Geborenseins aufgearbeitet und das Menschsein von der Geburtlichkeit her neu gedacht wird.[21]

Und schon im Jahr 1958, noch bevor die Neue Frauenbewegung angefangen hatte, über die Ursachen und weitreichenden Auswirkungen patriarchaler Herrschaft nachzudenken, hat *Hannah Arendt*, die politische Denkerin in jüdischer Tradition, menschliches Dasein und Handeln von seinem realen Anfang her gedacht und damit der notwendigen Neukonzeption der *conditio humana* wesentliche Anstöße gegeben. Sie schreibt: «Sprechend und handelnd schalten wir uns in die Welt der Menschen ein, die existierte, bevor wir in sie geboren wurden, und diese Einschaltung ist wie eine zweite Geburt, in der wir die nackte Tatsache des Geborenseins bestätigen, gleichsam die Verantwortung dafür auf uns nehmen.»[22]

Für Hannah Arendt ist also die Art, wie Menschen in die Welt kommen, maßgebend für ihr späteres Dasein in der Welt: Menschen werden nicht, wie der eine oder andere Existenzphilosoph meinte, ohne Sinn und Zweck in die Welt «geworfen», sondern sie haben einen unverwechselbaren Anfang in der Bezogenheit zu einer Person und zu einem Generationengefüge. Geboren werden heißt, als unverwechselbarer Mensch in die bereits vorhandene Fülle der Welt eintreten und in dieser Welt «... selbst aus eigener Initiative etwas Neues anfangen. ... Weil jeder Mensch auf Grund des Geborenseins ein *initium*, ein Anfang und Neuankömmling in der Welt ist, können Menschen Initiative ergreifen, Anfänger werden und Neues in Bewegung setzen.»[23]

Hannah Arendt erfindet hier gewissermaßen den Begriff der Freiheit neu. Diesseits der angstvollen Hoffnung der Aufklärer, Freiheit werde irgendwann wirkliche Autonomie bedeuten, begreift Hannah Arendt Freiheit realistisch als die menschliche Möglichkeit, die eigenen unverwechselbaren Möglichkeiten wie einen Faden von einzigartiger Farbe und Konsistenz ins Gewebe Welt zu schlagen. Freiheit bedeutet also nicht, sich von allem und allen möglichst unabhängig zu machen, sondern «... daß Menschen das Neue, das in die Welt kam, als sie geboren wurden, handelnd als einen neuen Anfang in das Spiel der Welt werfen.»[24]

[21] Andrea Günter, Die weibliche Hoffnung der Welt. Die Bedeutung des Geborenseins und der Sinn der Geschlechterdifferenz. Gütersloh 2000; Ludger Lütkehaus, Natalität (vgl. Anm. 7); Karin Ulrich-Eschemann, Vom Geborenwerden des Menschen. Theologische und philosophische Erkundungen. Münster 2000; Christina Schües, Philosophie des Geborenseins (vgl. Anm. 8); Hanna Strack, Die Frau ist Mit-Schöpferin. Eine Theologie der Geburt. Rüsselsheim 2006; Ina Praetorius, Handeln aus der Fülle. Postpatriarchale Ethik in biblischer Tradition. Gütersloh 2005.

[22] Hannah Arendt, Vita Activa oder Vom tätigen Leben (1958). München 1981, 165.

[23] Ebd., 166.

[24] Ebd., 199.

Geburtliche Redynamisierung des Glaubens und Denkens

Mich erinnert dieser unheroische postdualistische Begriff des Freiseins an die biblische Dynamik aus unverwechselbarem Herkommen und liebender Weltgestaltung. Tatsächlich knüpft Hannah Arendt an die biblische Tradition an, indem sie das statische «Oben und Unten» der hellenistischen Metaphysik auflöst in die Dynamik unwiederholbarer persönlicher Geschichten. In ihrer Gesamtheit bilden diese Geschichten das, was wir «die Geschichte» nennen, biblisch: die Heilsgeschichte, ein nicht prognostizierbares Gewebe aus Handlungen, deren Bedeutung sich immer erst im Nachhinein offenbart. Menschen sind als Geborene unaufhebbar eingebunden ins «Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten».[25] Deshalb ist menschliches Dasein und Handeln nur als bezogenes, seinerseits Beziehung stiftendes Handeln zu verstehen. Menschen können etwas Neues in die Welt setzen, so wie Mütter Kinder in die Welt setzen, die es vorher noch nie gegeben hat. Was aber aus diesen Handlungen und diesen Kindern wird, das können sie nicht frei entscheiden oder gar planen. Denn jedes Kind, jede Handlung trifft unausweichlich auf ein Netz schon vorhandener anderer, von ihm verschiedener Freiheiten, die das Neue aufgreifen oder fallenlassen, weiterführen oder verwandeln. Christliche Hoffnung besteht darin, in dem Neuen, das wir nicht sehen und planen können, auf das hin wir dennoch leben und handeln, Gott zu erwarten: unsere gute Zukunft.

So sehen, wenn ich sie recht verstehe, auch die biblischen Prophetinnen und Propheten und mit ihnen Jesus von Nazaret das Ganze der menschlichen Existenz. Als unverwechselbare Individuen knüpfen sie an ihr Herkommen aus Schöpfung, Geborensein und Tora an und legen es für ihre unwiederholbar einzigartige Gegenwart aus. Vom Gegebenen ausgehend, interpretieren sie die Situation, in der sie sich vorfinden, ohne den Anspruch, ewig gültige Wahrheiten oder Dogmen in die Welt zu bringen, aber mit dem Anspruch, hier und jetzt etwas Neues, Heilsames zu sagen, das dem Geschehen eine gute Richtung gibt und aufgegriffen werden will.

Daß die biblischen Schriften und die Theologie, gelesen ohne die gewohnte Brille der statisch zweigeteilten Metaphysik, von solcher Dynamik her neu verstanden werden können, sagt Hannah Arendt am Ende des Kapitels über das «Handeln». Sie bezieht sich dabei auf Weihnachten: auf die Tatsache des Geborenseins des Jesus von Nazareth: «Das ‹Wunder› besteht darin, daß überhaupt Menschen geboren werden, und mit ihnen der Neuanfang, den sie handelnd verwirklichen können, kraft ihres Geborenseins. Nur wo diese Seite des Handelns voll erfahren ist, kann es so etwas geben wie ‹Glaube und Hoffnung›, also jene beiden wesentlichen Merkmale menschlicher Existenz, von denen die Griechen kaum etwas wußten. ... Daß man in der Welt Vertrauen haben und daß man für die Welt hoffen darf, ist vielleicht nirgends knapper und schöner ausgedrückt als in den Worten, mit denen die Weihnachtsoratorien ‹die frohe Botschaft› verkünden: ‹Uns ist ein Kind geboren.›»[26]

Ausblicke

Bis heute verstehen wir unsere Würde, die Menschenwürde, nicht von unserem aller Anfang, sondern von der sekundären Selbstsetzung des Subjekts, von der Vernunftbegabung her. So hat Immanuel Kant sie definiert, und er ist bis heute maßgeblich für den *Mainstream* der philosophischen und theologischen Ethik. Heute könnten wir den befreienden Gedanken fassen, daß wir Menschen eine unverlierbare Würde besitzen, weil wir alle aus bestimmter Bezogenheit kommen, weil wir verletzlich sind, abhängig und dennoch, gleichzeitig, frei. Und weil es keinen einzigen Menschen gibt, der nicht Teil des einen großen Bezugsgewebes wäre, egal wann und wo und von welcher Tochter er oder sie in die Welt gesetzt wurde: Teil des Bezugsgewebes, in dem lebt und

[25] Ebd., 171-180 u.ö.

[26] Ebd., 243.

webt, was die einen getreu ihrer Tradition «Gott» oder «Heilige Geistkraft», die anderen anders nennen.

Bis heute verstehen wir christliche Theologie vom Lebensende des Erlösers her: von Kreuz und Auferstehung. Aber auch die Geburt Jesu Christi ist ein Teil des biblischen Textes. Zwar wurde die Geschichte von der «Stallgeburt» des Davidsohnes nachträglich eingefügt, um die Bedeutung seines Lebens und seines Todes am Kreuz vom Anfang her in die Heilsgeschichte einzufügen und so zu beglaubigen. Sind aber nicht auch die Berichte vom leeren Grab und vom Auferstandenen nachträgliche Bezeugungen des machtvollen Daseins Jesu von Nazaret? Und berechtigt uns nicht die ganze Bibel dazu, den Rand zur Mitte zu machen, das Vernachlässigte zum Ort des Heils, Bethlehem, die vermeintlich unbedeutende Peripherie, zum Zentrum einer Welt, die an Rom glaubt, und an die Wallstreet? Könnte die angeblich «sekundäre» Geburtsgeschichte zum hermeneutischen Schlüssel für eine neugedachte Theologie werden? Hat nicht Jesus von Nazaret selbst das Kind in die Mitte gestellt (Mt 18,1-5)?

Bis heute verstehen wir interreligiöse Gespräche im Wesentlichen als gegenseitige Profilierung geschlossener Lehrgebäude, die mit je eigenem Wahrheitsanspruch auftreten. Könnte uns die Erinnerung daran, daß wir alle als Kinder Sinngebungsworte von Älteren geschenkt bekommen haben, ohne selbst über deren Inhalt zu entscheiden, zu einem neuen, gewaltloseren, umfassenderen Verständnis von Ökumene verhelfen?[27] Kein Mensch hat, woran er glaubt, selbst erfunden. Keine Religion ist aus dem Nichts entstanden, jede hat die Weisheit einer schier unendlichen Reihe von Vorfahren-Nachkommen in sich aufgenommen: das Judentum lebt von der Naturfrömmigkeit des Alten Orient, das Christentum vom Gerechtigkeitspathos der ersttestamentlichen Prophetie, der Islam ist nicht denkbar ohne den Einen Gott der jüdisch-christlichen Tradition, und säkulare Kulturen leben davon, daß Gleichheit und Gerechtigkeit einst im Willen Gottes begründet wurden. Könnte eine geburtliche Selbstwahrnehmung uns zu nativ-intervitalen Gesprächen führen, die das Gemeinsame statt das Trennende in unseren partialen Weltanschauungen betonen?

Ina Praetorius, Wattwil

[27] Vgl. Othmar Keel, Was ist unter vertikaler Ökumene zu verstehen?, in: Thomas Staubli, Hrsg., Vertikale Ökumene. Fribourg 2005, 7-26.